

Sachdokumentation:

Signatur: DS 4617

Permalink: www.sachdokumentation.ch/bestand/ds/4617



Nutzungsbestimmungen

Dieses elektronische Dokument wird vom Schweizerischen Sozialarchiv zur Verfügung gestellt. Es kann in der angebotenen Form für den Eigengebrauch reproduziert und genutzt werden (private Verwendung, inkl. Lehre und Forschung). Für das Einhalten der urheberrechtlichen Bestimmungen ist der/die Nutzer/in verantwortlich. Jede Verwendung muss mit einem Quellennachweis versehen sein.

Zitierweise für graue Literatur

Elektronische Broschüren und Flugschriften (DS) aus den Dossiers der Sachdokumentation des Sozialarchivs werden gemäss den üblichen Zitierrichtlinien für wissenschaftliche Literatur wenn möglich einzeln zitiert. Es ist jedoch sinnvoll, die verwendeten thematischen Dossiers ebenfalls zu zitieren. Anzugeben sind demnach die Signatur des einzelnen Dokuments sowie das zugehörige Dossier.



Newsletter vom 11. 2. 2024

Inhalt

Besserer Unterricht mit Lerncoachs statt Lehrern?	1
8. Februar 2024, Hanspeter Amstutz.....	1
«Neue Autorität» an der Schule! – Wie bitte?	3
Journal 21, 4. Februar 2024, Carl Bossard.....	3
Es braucht Lehrer und Lehrerinnen, die eine Leidenschaft fürs Lesen haben	5
Condorcet Bildungsperspektiven, 30. Januar 2024, Yasemin Dinekli.....	5
Alle mal runterfahren.....	9
NZZ am Sonntag, 4. Februar 2024, von Nicole Althaus, Gina Bachmann, Ladina Triaca.....	9
Förderklassen-Initiative Zürich.....	13
Kantonale Volksinitiative Zürich.....	13
Editorial / Volksschule, «Ausländer»	14
Tages-Anzeiger, 3. Februar 2024, Magazin, Bruno Ziauddin	14
Veranstaltungshinweis	14
Die Pädagogische Wende.....	14
Freitag 12. und Samstag, 13. April 2024, Universität Augsburg	14

Besserer Unterricht mit Lerncoachs statt Lehrern?

8. Februar 2024, Hanspeter Amstutz

In einem fünfseitigen Interview im Magazin des Tages-Anzeigers entwirft eine ehemalige Institutsleiterin der Pädagogischen Hochschule Zürich ein Zukunftsmodell der Volksschule. Es sind kühne Vorstellungen, welche da skizziert werden. So fordert die Bildungsexpertin, dass die bisherige Klassenlehrerfunktion abzuschaffen sei und jeweils ein Team von vier Lehrpersonen eines Stockwerks die gemeinsame Verantwortung für gut sechzig Kinder tragen soll. Die Schüler seien individuell durch einfühlsame Coachs zu begleiten, denen eine zentrale Rolle als Bezugspersonen in den Lernprozessen zukomme.

In keinem Teil des Interviews ist die Rede davon, dass jede Lehrperson in der eigenen Klasse die Schüler gemeinsam unterrichtet und Bildungsinhalte direkt vermittelt. Das Zukunftsbild einer Lehrerin bleibt ziemlich farblos. Welchen Stellenwert hat die Kunst des Erzählens, die Kompetenz der anschaulichen Instruktion oder das konsequente Ermutigen im Sprachtraining? All das scheint zweitrangig zu sein.

Das ganze Ideengebäude geht von einer psychologisch schiefen Annahme aus. Es ist die Vorstellung, die allermeisten Kinder seien im Grunde genommen nicht auf Autoritäten angewiesen, die ihnen als Vorbilder und Fachleute den Weg zu umfassender Bildung zeigen. Wir verzichten hier, weitere umstrittene Aussagen im Interview zu kommentieren. Wenn Sie wissen möchten, wohin die Reise der Schulentwicklung schlimmstenfalls gehen könnte, finden Sie den Magazin-Beitrag am Schluss.



Die Lehrerbildung muss die Klassenführung stärker gewichten

In unserem Leitartikel greift Carl Bossard die im Tagi-Interview ausgeklammerte Autoritätsfrage auf. Der Autor zeigt, welche grosse Bedeutung eine als Vorbild wirkende Lehrerin für eine gesunde Entwicklung der Kinder hat. Die Auffassung, dass eine forcierte Individualisierung der Lernprozesse mit digitalen Bildungsprogrammen den weitgehenden Verzicht auf ein Lernen im Klassenverband ermögliche, erachtet Carl Bossard als fatalen Irrtum. Vielmehr zeige die Erfahrung, dass die Dynamik des gemeinsamen Lernens unter Führung einer kompetenten Lehrerin eine der effizientesten Lernformen ist.

Leider ist die Kunst der Klassenführung in den letzten Jahren in der Lehrerbildung arg vernachlässigt worden. Das rächt sich nun gewaltig. Spätestens nach den lauter werdenden Hilferufen aus schwer fuhrbaren Klassen hätte ein Umdenken erfolgen müssen. Doch davon ist bisher wenig zu spüren. Carl Bossard fordert deshalb eine gezielte Schulung der Leadership-Aufgabe in der Lehrerbildung. Die Forderung ist sehr berechtigt. Wie Umfragen unter den Studienabgängern zeigen, wird die mangelnde Vorbereitung auf die Klassenführung als grösstes Manko in den Ausbildungskonzepten der Pädagogischen Hochschulen bezeichnet.

Attraktive Leseförderung mit verbindlichen Lernzielen

Unser zweiter Beitrag setzt sich mit einer kreativen Antwort einer Bieler Schule auf das schon länger bestehende Lese-Defizit vieler unserer Schulabgänger auseinander. In einem von Condorcet-Redaktorin Yasemin Dinekli geführten Interview gibt uns die Schulleiterin eines innovativen Bieler Schulteams Einblicke in ein nachahmenswertes Projekt. Lehrerinnen und Lehrer haben sich verpflichtet, sich unter Beizug von Fachleuten in die Jugendliteratur zu vertiefen und mit ihren Klassen spannende Texte zu lesen. Dabei kommt die ganze Klaviatur der Deutschförderung zum Zug. Die behandelten Geschichten werden in Klassengesprächen besprochen und in Diskussionen ausgeleuchtet. Darüber hinaus haben die Jugendlichen wöchentliche Zusammenfassungen und Berichte über das Gelesene zu schreiben. Die Schüler erhalten nach kürzester Zeit die korrigierten Texte zurück und schreiben sie in Reine.

Diese aufwändige Arbeit ist nur möglich, weil sich die zusätzlich am Projekt mitwirkenden Lehrpersonen an den Korrekturarbeiten beteiligen. Neben dieser Knochenarbeit unternimmt das Team sehr viel, um das Lesen als spannendes Abenteuer darzustellen und die Schüler fürs Lesen zu begeistern. Das Interview ist eine Fundgrube für Schulen, welche die Leseförderung attraktiv gestalten möchten.

Steht die schulische Digitalisierung vor einer Wende?

Schon oft haben Autoren in unserem Newsletter vor übertriebenen Erwartungen bei der Digitalisierung der Volksschule gewarnt. Diese Aufklärungsarbeit ist herausfordernd, denn die Versprechungen der Softwareanbieter sind äusserst verlockend. Digitale Bildungsprogramme scheinen genau das Richtige zu sein, um den Anspruch eines Lernens in individuellem Tempo erfüllen zu können. Auch viele Lehrpersonen erhoffen sich von einer weitgehenden Digitalisierung eine wesentliche Entlastung im Unterricht mit heterogenen Klassen.

Doch der Trend zur umfassenden Digitalisierung der Schulen hat einen weiteren empfindlichen Dämpfer erhalten. Untersuchungen an schwedischen Schulen durch die renommierte Stockholmer Universität haben ergeben, dass Primarschulen mit einem hohen digitalen Ausbaustandard in wesentlichen Bildungsbereichen eher schlechter abschneiden. Die Schüler haben Mühe mit dem Lesen an Bildschirmen und das Ablenkungspotenzial der digitalen Geräte ist enorm. Es erstaunt daher nicht, dass die digitalen Pionierländer Schweden und Finnland im Unterricht wieder Bücher statt Laptops verwenden wollen und die Wirksamkeit des digitalen Lernens sehr viel kritischer sehen.

Unter dem Titel «Alle mal runterfahren!» kommen drei NZZ-Redaktorinnen in einem doppelseitigen Bericht zu einem ähnlichen Schluss über unseren überbordenden Gebrauch digitaler Geräte. Dabei geht es auch um die heikle Frage, wie weit Digitalisierung in den Primarschulen überhaupt



nötig ist. Der topaktuelle Beitrag zeigt eindrücklich, welch ungesundes Ausmass die Verwendung digitaler Geräte bei vielen Kindern angenommen hat und welche Gegenstrategien notwendig sind.

Unterschriftensammlung zur Förderklassen-Initiative

Als Schlusspunkt finden Sie einen Unterschriftenbogen zur Unterzeichnung der Zürcher Förderklassen-Initiative. Wenn Sie finden, dass Schulen im Kanton Zürich die Möglichkeit haben sollten, unter finanziell fairen Bedingungen Förderklassen zu führen, können Sie den Bogen ausdrucken und unterschreiben. Die Redaktion unterstützt das Anliegen, das mithilft, eine empfindliche Lücke in unserem Schulsystem zu schliessen. Berechtigt zum Unterschreiben sind alle Stimmberechtigten im Kanton Zürich.

Unser nächster Newsletter erscheint erst in einem Monat, da unser unersetzlicher «Blattmacher» Ruedi Richner für einmal ferienhalber abwesend ist.

Hanspeter Amstutz

«Neue Autorität» an der Schule! – Wie bitte?

Journal 21, 4. Februar 2024, Carl Bossard

Zuerst verpönt man sie, die pädagogische Autorität, und dann kehrt sie ins Schulzimmer zurück, versehen mit dem Attribut des «Neuen». Durch die Hintertüre und über ein privates Institut. Gedanken zur Slalomfahrt eines elementaren Begriffs.



Lehrer Lämpel ist out, nicht aber personale Autorität (Bild: Wikimedia Commons)

«Neu» muss es sein. Fast alles, was etwas auf sich hält, wird als «neu» erklärt. Das bringt Beifall und Akzeptanz. Das «Neue» gilt vielen schon als das Bessere und dem «Alten» Überlegene. Das versteht sich; niemand will als altbacken gelten. Die Pädagogik ist dafür besonders anfällig und mit ihr die Bildungspolitik – aus Sorge, nicht mehr zeitgemäss zu sein. Vergessen gehen die anthropologischen Konstanten, ignoriert wird das, was immer gilt – weil wir Menschen sind. Die menschliche Evolution ist eben nicht mit der technischen Innovation gleichzusetzen. Doch das geschieht. Und wo nicht mehr nachgedacht wird, da wird vorgedacht – mit neuen Begriffen und Slogans: «Neues Lernen» beispielsweise oder «Neue Lernkultur». Nun ist die Autorität an der Reihe, die «Neue Autorität», wie sie aktuell heisst.



Wenn die Schulqualität erodiert

«Allahu Akbar», so riefen Jugendliche der Primarschule Bern Bethlehem und umzingelten dabei eine Lehrerin. Der Vorfall von Mitte Dezember 2023 erregte Aufsehen. Die Stadtberner Schule will ihn mit dem Ansatz der sogenannten «Neuen Autorität» aufarbeiten.¹ Die Idee in der Schweiz bekannt gemacht hat das 'Systemische Institut für Neue Autorität' (sina) in Zürich. Das Konzept boomt.² Die Schulen buchen Kurse.

Die Not ist gross, Burnout selbst bei Kindergärtnerinnen kein Einzelfall. Vielerorts ist das Schulsystem an der Grenze der Belastbarkeit angelangt, sagen Insider. Gar von «Erosion der Schulqualität» ist die Rede und vom «Tohuwabohu» in gewissen Klassenzimmern, wie «Der Beobachter» vor einiger Zeit gemahnt hat.³ Die «Neue Autorität» soll nun Regeln und damit Ruhe in die Schule bringen und «entgegenkommende Verhältnisse» schaffen. So fordert es der deutsche Soziologe Jürgen Habermas fürs Gelingen eines guten Unterrichts. Die Idee der «Neuen Autorität» geht auf den israelischen Psychologen Heim Omer zurück.⁴ Sie entstammt nicht dem Unterrichtsalltag; sie kommt aus der Familientherapie. Das Konzept beruht auf einer unmissverständlichen Sprache und hoher Präsenz von Eltern oder Lehrpersonen sowie dem Abstecken verbindlicher Regeln.

Abgrenzung gegenüber einer Autorität, die es nicht mehr gibt

Was ist nun so neu an der «Neuen Autorität»? Die empirische Unterrichtsforschung, die Hirnbiologie, die Resonanzpädagogik fordern das alles, und zwar unmissverständlich. Dazu finden sich die Prinzipien der «Neuen Autorität» längst in der aussagekräftigen Studie von Jacob S. Kounin zum Classroom-Management formuliert.⁵ Neu ist an der «Neuen Autorität» wenig, mindestens für die Schule – trotz des verheissungsvollen neuen Namens. Interessanter ist vielmehr die Abgrenzung. An die Stelle einer Autorität durch Macht trete eine neue Autorität durch Beziehungsarbeit, sagt Sebastian Teuscher, Schulleiter der Primarschule Bern Bethlehem. Und dezidiert fügt er bei: «Die klassische Autorität hat ausgedient.»

Damit grenzt er sich gegenüber einer Autorität und «autoritären Personen» ab, wie sie der Philosoph Theodor W. Adorno um 1950 analysiert hat und Siegfried Lenz sie in seiner «Deutschstunde» schildert. Das war Autorität als Position; sie setzte auf rigorose formale Hierarchie – und verletzte viele junge Menschen. «Der Schüler Gerber» von Friedrich Torberg hat sie erlebt und ist daran tragisch gescheitert. Frank Wedekind karikiert sie in seinem gesellschaftskritisch-satirischen Drama «Frühlings Erwachen» – mit dem Untertitel «Eine Kindertragödie». Warum also solche Zerrbilder konstruieren, wenn sie doch überwunden sind?⁶

Auf die Manege des Klassenzimmers ungenügend vorbereitet

Autorität ist ein schwieriger Begriff, ein «Anwärter auf die die Rolle des Generalbösewichts», wie es der Philosoph Hans Blumenberg ausdrückt. Autorität hat man nicht einfach, sie wird einem zugesprochen – oder eben nicht. Personale Autorität ist ein Beziehungsverhältnis, eine Art Vertrauen – und unerlässlich in der Manege des Klassenzimmers und im härter gewordenen pädagogischen Alltag. Gefordert ist Führungs- und Widerstandskraft. Darauf sind manche Junglehrer nur ungenügend vorbereitet und vor allem nicht eingeübt. Das zeigt der verzweifelte Ruf nach „neuer“ Autorität.

¹ Nina Fargahi, An den Schulen boomt die «Neue Autorität», in: Tages-Anzeiger 16.01.2024, S. 4.

² Susanne Balli, «Neue Autorität»: Ein Konzept macht Schule, in: CH Media, 29.01.2024, S. 19.

³ Julia Hofer, *Tohuwabohu im Klassenzimmer*, in: Beobachter 25/2021, S. 92.

⁴ Haim Omer/Arist von Schlippe (2010), *Autorität durch Beziehung. Die Praxis des gewaltlosen Widerstands in der Erziehung*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht. Dazu: Haim Omer/Philip Streit (2016), *Neue Autorität: Das Geheimnis starker Eltern*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

⁵ Jacob S. Kounin (2006), [Techniken der Klassenführung. Standardwerke aus Psychologie und Pädagogik. Reprints](#) von Jacob S. Kounin, hrsg. von D. H. Rost (2006). Waxmann: Münster/München/Berlin.

⁶ Vgl. Roland Reichenbach (2011), *Pädagogische Autorität. Macht und Vertrauen in der Erziehung*. Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer.



Erklärbar ist das nur, weil die personale Autorität – sie galt lange und vielerorts als selbstverständlich – zur Seite geschoben wurde. Die aktuelle Ausbildung an den Pädagogischen Hochschulen hin zur Individualisierung vernachlässigt das konsequente Führen einer Klasse. Angehende Lehrer würden heute nicht mehr primär Klassen führen, heisst es; es werde individualisiert. Die Lehrperson sei Coach, und in der Funktion als «Partnerin» oder «Berater» begleite sie die Lernenden. Der gemeinsame Unterricht sei tendenziell out, die Klassenführung darum sekundär geworden. Ohnehin habe das historisch kontaminierte Wort «führen» einen schalen Beigeschmack.

Kinder suchen einen Häuptling

Solche Tendenzen verkennen die Realität. Die pädagogische Leadership-Aufgabe muss gezielt geschult werden. Der Neurobiologe Joachim Bauer drückt es so aus: «Kinder und Jugendliche wollen beides: Verständnis *und* Führung.» Das seien unerlässliche Tragpfeiler eines respektvollen und effizienten Unterrichts. Anders formuliert: Kinder wollen einen fairen Häuptling; sie wünschen sich eine empathische Dirigentin.

Das Bejahen der Leadership im Schulzimmer hängt zusammen mit einem positiven Bezug zur pädagogischen Autorität. Ein Schüler erlaubt sich eben mehr, wenn eine Lehrperson über wenig Autorität verfügt. Respekt, wie ihn die «Neue Autorität» einfordert, ist an personale Autorität gebunden. Er wird zugeschrieben und braucht ein vitales Vis-à-Vis: eine Lehrperson mit positiver Autorität, die schülerzentriert steuert und mit einem verbindlichen Commitment das Verhalten in der Klasse regelt.

Teachers are leaders of learning and learners

Die empirische Bildungsforschung zeigt es: Zentral sind die Lehrpersonen und ihr Unterricht – und ihre spürbare Beziehung zu den Kindern. Da gibt es weder Anbiederung noch Laissez-faire oder fraternisierende Nähe. Das wissen begabte Pädagogen. Sie führen straff-locker und strahlen dabei eine charmante und natürliche Autorität aus. Sie kennen auch den Mut zum Nein. Solchen Autoritäten gegenüber empfindet man Respekt. Er bildet sich durch Zuschreibung personaler und sozial-humaner Werte. Eine Respektperson überzieht man nicht mit lärmigen Übergriffen à la Bern Bethlehem.

Wer mit achtsamer Autorität zu führen gelernt hat, wird in der Dynamik einer pulsierenden Klasse bestehen. Das ist im heutigen Gedränge des Unterrichtszimmers zwar keine Garantie gegen reniten-tes Schülerverhalten, aber eine wichtige Prävention – im Wissen: Kinder suchen einen «Leader». In der amerikanischen Pädagogischen Psychologie heisst es pragmatisch: «Teachers are leaders of learning and learners.» Lehrer führen das Lernen und die Lernenden. Wer dieses elementare Handwerkszeug in der Grundbildung gelernt hat, braucht keine «Neue Autorität».

Es braucht Lehrer und Lehrerinnen, die eine Leidenschaft fürs Lesen haben

Condorcet Bildungsperspektiven, 30. Januar 2024, Yasemin Dinekli

Die Veröffentlichung der PISA-Resultate, die – wieder einmal – offengelegt hat, dass rund ein Viertel unserer Schülerinnen und Schüler nach der obligatorischen Schulzeit einfachste Texte nicht verstehen kann, also als Illetristen die Schule verlassen, hat eine Flut von Artikeln und Kommentaren ausgelöst. Gefragt sind dabei vor allem Einschätzungen von Bildungsforschern, Journalistinnen, PH-Dozenten oder Verbandsfunktionären. Höchste Zeit, einmal eine Person aus der Praxis zu Worte kommen zu lassen. Yasemin Dinekli, Redaktionsmitglied und Präsidentin des Condorcet-Trägervereins, hat sich mit der ehemaligen Schulleiterin aus Biel, Ruth Wiederkehr, unterhalten. Ruth Wiederkehr arbeitete bis letzten Sommer im Oberstufenzentrum



Mett-Bözingen in Biel. In dieser Schule sitzen Real- und Sekundarschüler und Schülerinnen ausser in den Niveau-Fächern in derselben Klasse. Im Deutschunterricht bleiben sie zusammen.

Condorcet

Frau Wiederkehr, wie interpretieren Sie die letzten PISA-Resultate?

Ich denke, sie bilden die Realität ab. Ein Viertel der Schülerinnen und Schüler ist nach 8 Schuljahren nicht in der Lage einen einfachen Text zu verstehen, darunter auch Sekundarschüler oder Schülerinnen.

Und was ist Ihrer Meinung nach die Ursache?

Es gibt nicht *die* Ursache. Die Situation ist komplex. Bereits die erste Pisa Studie von 2001 zeigte, dass die Schulen in Sachen Leseverstehen etwas ändern müssen.

Und wie habt ihr als Schule darauf reagiert?

Wir begannen kurz nach der ersten Pisa-Studie mit der Unterstützung von zwei Lese-Spezialistinnen, die ich anlässlich einer Weiterbildung kennengelernt hatte, am Thema Leseverstehen zu arbeiten. Zu Beginn waren das einzelne Projekte, die wir mit der ganzen Schule durchführten. Dazu gehörten auch Diskussionsrunden über gelesene Jugendbücher innerhalb des Kollegiums. Die zwei Lese-Spezialistinnen führten mehrere Fortbildungen mit dem ganzen Kollegium durch, also nicht nur mit den Deutschlehrpersonen. Später stellten wir sie dann im Rahmen der Lektionen im Angebot der Schule für einige Lektionen fest an. Sie erarbeiteten unser Lese-Konzept, das wir im Laufe der Jahre immer weiterentwickelten.

Gibt es neben der Weiterbildung und der Erarbeitung eines Lesekonzeptes weitere wichtige Voraussetzungen, die eine Verbesserung der Lesekompetenzen der Jugendlichen fördern?

Zunächst einmal braucht es Deutschlehrpersonen, die Leser und Leserinnen sind, also eine Leidenschaft fürs Lesen haben, so dass sie ihre Begeisterung weitergeben können. Sie müssen auch bereit sein, immer wieder neue Jugendbücher zu lesen, so dass sie selber auf dem neusten Stand sind, was Kinder- und Jugendbücher angeht.

Und die hattet ihr?

Ich denke ja. Die gemeinsame Arbeit mit den zwei Lese-Spezialistinnen half sicher viel. Wir suchten immer wieder nach spannenden, interessanten Texten, Kurzgeschichten, Büchern, Gedichten, die die jungen Leute packen, mit denen sie sich identifizieren können. Dabei haben uns die zwei Lese-Spezialistinnen während vieler Jahre sehr unterstützt, indem sie uns informierten, uns auf gute und geeignete Bücher hinwiesen, für uns Projekte entwickelten.

Es muss den Lehrpersonen der Oberstufe bewusst sein, dass es in jeder Klasse solche Jugendlichen hat und dass sie im Laufe der ersten 6 Schuljahre gelernt haben, ihr Problem zu kaschieren.

Das leuchtet mir ein, ist aber meiner Meinung nach noch keine Garantie, dass am Ende der Schulzeit 25% der Schülerinnen und Schüler immer noch nicht richtig lesen und schreiben können.

Das ist ein sehr wichtiger Hinweis. Vor 20 Jahren war es der Schulleitung und den Lehrpersonen noch nicht bewusst, dass wir in der 7. Klasse mehrere Schülerinnen und Schüler haben, die zu dieser Gruppe gehören. Oft entdeckten wir das Problem, wenn überhaupt, erst Mitte der 8. oder sogar erst in der 9. Klasse. Es muss den Lehrpersonen der Oberstufe bewusst sein, dass es in jeder Klasse solche Jugendlichen hat und dass sie im Laufe der ersten 6 Schuljahre gelernt haben, ihr Problem zu kaschieren. Wir begannen mit Hilfe von Lesescreenings, Antolin oder anderen offiziellen Tests, uns einen Überblick über die Lesefertigkeit, d.h. das Leseverstehen der Schülerinnen und Schüler zu verschaffen. Nur so kann gezielt mit den Leseschwachen gearbeitet werden.

Aber dann muss sich ja eine Lehrperson auf genau diese Jugendlichen konzentrieren, wie soll sie das mit einer Klasse von 20 und mehr schaffen?



Stimmt, das geht nicht. Um gezielt mit den Leseschwachen an ihren Defiziten arbeiten zu können, ist es unabdingbar, dass zwei Lehrpersonen während des Deutschunterrichts in der Klasse sind. Sie müssen beide die Schülerinnen und Schüler und ihre Stärken und Schwächen kennen.

Mit Vorteil befasst sich eine der Lehrpersonen **regelmässig** während zwei Wochenlektionen mit den leseschwachen SuS und arbeitet in kleinen Gruppen am Leseverstehen.

Also Teamteaching?

Ja, ein Teamteaching, in dem beide Lehrpersonen eingebunden sind, sich mit ihrer Arbeit identifizieren und sich zu gleichen Teilen einsetzen!

Mit Vorteil befasst sich eine der Lehrpersonen **regelmässig** während zwei Wochenlektionen mit den Leseschwachen und arbeitet in kleinen Gruppen am Leseverstehen. Die Lehrperson muss wissen, dass Vorlesen und Leseverstehen zwei unterschiedliche Kompetenzen sind. Diese Gruppe arbeitet mit Texten und Büchern, die ihren Lesefähigkeiten und ihrem Alter entsprechen. Der Weg geht von einfachen zu anspruchsvolleren Texten. Die andere Lehrperson kann in dieser Zeit z.B. mit dem Rest der Klasse an einer Klassenlektüre arbeiten. Sie muss ein für diese Klasse passendes Jugendbuch zur Hand haben.

Gibt es noch etwas, was Sie als wichtig erachten?

Es hilft sehr, wenn die Schülerinnen und Schüler **regelmässig**, am besten wöchentlich, kurze Texte schreiben, Tagebucheinträge, Texte zu vorgegebenen Themen etc. Die Texte müssen sofort von den Lehrpersonen korrigiert und zurückgegeben werden. Auch das schafft eine einzelne Lehrperson nicht. Die Jugendlichen müssen ihre Texte korrigiert und überarbeitet ins Reine schreiben und zusammen mit dem neuen Text wiederum abgeben. Damit dies funktioniert, ist es von Vorteil, dass vor dem Abgabetermin eine Aufgaben- oder SOL-Lektion stattfindet, so dass die Lehrpersonen immer alle Texte zum vorgegebenen Termin erhalten. So wird nicht nur das Schreiben, Festhalten von eigenen Gedanken etc. verbessert, sondern nebenbei auch die Rechtschreibung.

Das ist ein enormer Aufwand

In der Tat, es ist Knochenarbeit, aber sie bringt etwas. Nichts ist so wirksam wie der Erfolg.

Das Lesekonzept muss sich über den gesamten Zyklus erstrecken und die Termine müssen für alle verbindlich sein.

Und noch eine Frage: Verfügt Ihre Schule über eine eigene Bibliothek?

Ja, und zwar über eine, die auf dem neusten Stand ist. Wir kaufen ungefähr dreimal pro Jahr neue Jugendbücher und es finden regelmässig Lektionen in der Bibliothek statt. Die Lernenden **können** selbständig Bücher auswählen, d.h., sie wissen, wie sie Bücher, die sie persönlich interessieren, in der Bibliothek finden: Cover, Klappentexte lesen, Rückseite lesen, Seite 99 lesen. Gefällt ein Buch nicht, wird es sofort zurückgebracht und ein neues ausgewählt. Die Lehrperson muss die Schülerinnen und Schüler beraten können. Ferienlektüren sind Pflicht. Klassen- oder Gruppengespräche zu Büchern und Texten finden immer wieder in der Bibliothek statt.

Und da machen wirklich alle Deutschlehrpersonen engagiert mit?

Es braucht immer wieder Überzeugungsarbeit und jährlich mindestens eine gemeinsame Sitzung mit jedem Jahrgangsteam Deutsch, die die oder der Verantwortliche für das Lesekonzept leitet. Hier geht es auch um Anpassungen, Mitsprache, Rückmeldungen, Einbinden der neuen Lehrpersonen. Die Schulleitung muss voll hinter dem Konzept stehen und dafür sorgen, dass es weitergeführt wird, sonst funktioniert es nicht. Am besten ist es natürlich, wenn ein Schulleitungsmitglied selber Deutschlehrperson ist und auch noch unterrichtet. Und noch etwas Wichtiges: Das Lesekonzept muss sich über den gesamten Zyklus erstrecken und die Termine müssen für alle verbindlich sein.

Gab oder gibt es keinen Widerstand aus dem Kollegium?

Nicht so direkt. Natürlich hat es Lehrpersonen, die nicht immer alles ganz genau so wie vorgesehen durchführen. Aber das gehört dazu, da muss man manchmal auch wegsehen können. Wie bei den Schülerinnen und Schülern ist es auch bei den Lehrpersonen, es sind nicht immer alle gleich gut



drauf oder haben manchmal andere Prioritäten. Sie müssen aber schon wissen, was sie mindestens erfüllen müssen.

Gibt es weitere Kernpunkte in eurem Konzept?

Wir führen jedes Jahr mit der ganzen Schule einen Lesewettbewerb durch, den man als Klasse bestehen muss. In der 8. und in der 9. Klasse finden literarische Gespräche statt, die Jugendlichen führen ab der 7. Klasse ein Lesejournal, wir lesen ihnen auch Bücher vor etc. Ab und zu organisieren wir Dichterlesungen oder Literaturnächte oder es lasen zu bestimmten Zeitpunkten alle Lehrpersonen während ihres Unterrichts einen Abschnitt aus ihrem gegenwärtigen Lieblingsbuch vor, was auch zu interessanten Diskussionen und Gesprächen mit den Klassen führte. Das zeigte auch allen, dass die Lehrpersonen selber Lesende sind.

Da sind der Fantasie keine Grenzen gesetzt.

Ob wir mit unserem Lesekonzept Erfolg haben? Mindestens die Zahlen sagen ja. Aus den **63% schwachen oder unterdurchschnittlichen Leseleistungen wurden Ende der 9. Klasse noch 28,7%, jedoch nur noch 4.5% davon waren schwach.**

Und? Habt ihr Erfolg? Überprüft ihr das?

Ende des 9. Schuljahres führen wir nochmals mit allen ein Lesescreening durch. Und da sieht man jeweils die Fortschritte. Ich erhielt von den Lehrpersonen die Resultate ihrer Klasse und hielt das Ganze in einer Tabelle fest. Da sieht man übrigens auch, dass sich in den letzten Jahren die Lesekompetenz der neuen Siebtklässler kontinuierlich verschlechtert hat, d.h. Schülerinnen und Schüler mit schwachen und unterdurchschnittlichen Leistungen nahmen von Jahr zu Jahr zu. So waren **im Jahr 2020 63.5 %** aller Schülerinnen und Schüler der neuen siebten Klassen **schwach** oder **unterdurchschnittlich** und **drei Jahre später waren es bereits 72 %.**

Ob wir mit unserem Lesekonzept Erfolg haben? Mindestens die Zahlen sagen ja. Aus den **63% schwachen oder unterdurchschnittlichen Leseleistungen wurden Ende der 9. Klasse noch 28,7%, jedoch nur noch 4.5% davon waren schwach.**

Wie steht es übrigens mit der «verpönten» Grammatik und der Rechtschreibung? Wie sehen Sie deren Bedeutung?

Die Arbeit daran darf nicht vergessen werden. Solide grammatikalische Kenntnisse helfen den Schülerinnen und Schülern, vor allem den fremdsprachigen, ihre Sprachkenntnisse zu verbessern. Auch Diktate ergeben gegenwärtig wieder Sinn. Und noch etwas: Das vielkritisierete «Wörter Lernen» in den Fremdsprachen hilft, und zwar nicht nur den fremdsprachigen Kindern, den Wortschatz zu erweitern.

Was erachten Sie eher als nicht wirkungsvoll?

Ich beobachtete immer wieder, wie Lehrpersonen in ihren Klassen vorfabrizierte Lese-Verstehen-Tests durchführten. Ich denke, dass man damit vor allem das Vorwissen der Einzelnen überprüft, doch dass damit keine Verbesserung der Lesekompetenz stattfindet.

Gibt es noch etwas, was Sie an dieser Stelle sagen möchten?

Ja, dass es sehr wichtig ist, dass sich Lehrpersonen für ihre Schüler und Schülerinnen interessieren, bei den vorherigen Lehrpersonen nachfragen, den Problemen wirklich auf den Grund gehen. Je mehr Erfolg die Jugendlichen haben, desto mehr Freude entwickeln sie. Es ist zum Teil wirklich wie bei Knospen, die aufgehen. Einer von meinen ehemals sehr schwachen Lesern hat letzthin das Anwalt Patent bestanden.

Die umfangreiche Beschreibung unseres Lesekonzepts für die Oberstufe finden Sie übrigens auf der Homepage des OSZ Mett-Bözingen in Biel (www.OSZMB.ch) unter der Rubrik «Leseförderung», dann «Lesekick». Hier finden Sie alle Unterlagen und können sich bei Fragen an die Schulleitung wenden.

Ich danke Ihnen für das Gespräch



Yasemin Dinekli: Jg. 1964, Köln, Geschichte und Germanistik an der Universität zu Köln, bis 1999 Studienrätin in Berlin und Dozentin an der TU Berlin, Institut für Didaktik für Geschichte und Politik; 1999-2001 Sekundarlehrerin in Zürich, seit 2001 Mittelschullehrerin an der ehemaligen Kantonsschule Oerlikon, inzwischen Kantonsschule Zürich Nord; Mitinitiatorin der "Zürcher Bildungsdebatte an der KZN"; Mitherausgeberin von "Einspruch 2"

Alle mal runterfahren

NZZ am Sonntag, 4. Februar 2024, von Nicole Althaus, Gina Bachmann, Ladina Triaca

Zu früh, zu viel, zu unkontrolliert: Kinder können scrollen, bevor sie ganze Sätze reden, sitzen in der Schule am Tablet und surfen in der Pubertät unkontrolliert im Netz. Jetzt treten die ersten Länder auf die Bremse. Wie viel Computer verträgt die Kindheit?

War das eine Entschuldigung oder schon ein Eingeständnis? «I am sorry», sagte Mark Zuckerberg, der Chef von Facebook, Instagram und Whatsapp, diese Woche in einer Anhörung im amerikanischen Kongress. Gerichtet waren die Worte an die Eltern im Saal, die Plakate mit Fotos ihrer Söhne und Töchter hochhielten. «Ich bedaure, dass sie das alles durchleben mussten.» Mit «alles», meinte Zuckerberg das Mobbing, den sexuellen Missbrauch sowie den sozialen Druck auf den Plattformen, der zu Essstörungen, Depressionen oder Suizid führen kann. Neben ihm sass die Chefs von Tiktok, Discord, Snapchat und X – die sozialen Netzwerke auf der Anklagebank.

Schon ein paar Tage zuvor standen die Plattformen in der Kritik, als der amerikanische Gliedstaat Florida eine Gesetzesvorlage auf den Weg brachte, um Jugendlichen unter 16 Jahren den Zugang zu Social Media gänzlich zu verbieten. In 35 von 50 Gliedstaaten in Amerika gibt es ähnliche Bestrebungen, die Kinder vor problematischen Inhalten im Netz zu schützen und vom Bildschirm wegzubringen. Wie sie das tun wollen und ob es gelingt, ist ungewiss.

Sicher ist: Der Kampf gegen die Plattformen ist ein Kampf für die Gesundheit einer Generation. Verteidigt wird die analoge Kindheit. Oder das, was von ihr übrig geblieben ist. Und dieser Kampf wird auch in Europa ausgetragen. Im vergangenen Jahr haben nach Schweden mehrere skandinavische Länder einen Anlauf genommen, das Handy oder das Tablet aus der Primarschule zu verbannen.

Wie viel Bildschirm verträgt die Kindheit? Es ist eine Frage, die dreissig Jahre nach dem Durchbruch des Internets immer mehr Menschen umtreibt: Wissenschaftler, Lehrerinnen, Eltern. Auch in der Schweiz.

Denn die Zeit, die Kinder und Jugendliche offline verbringen, wird weniger. Selbst die Kleinsten geraten immer mehr in den Sog der digitalen Gadgets. Es gibt Kinder, die mit gespreizten Zeigefinger und Daumen über ein Kinderbuch fahren, um die Zeichnungen zu vergrössern. Andere tippen eine Banane an, weil sie im Online-Spiel gelernt haben, sie so zu schälen.

Es gibt nur wenig Forschung zur Bildschirmzeit von Kleinkindern. Doch die ersten Erkenntnisse lassen aufhorchen. Eine repräsentative Studie aus Japan zeigt, dass ein Drittel der einjährigen Kinder täglich ein bis zwei Stunden online verbringt. Laut einer deutschen Studie sitzt ein Viertel der Zwei- bis Fünfjährigen länger als eine Stunde pro Tag vor einem Bildschirm. Für die Schweiz gibt es bis jetzt noch keine verlässlichen Daten. Zurzeit ist die erste grossangelegte Studie dazu im Gang.

Zweijährige am Bildschirm

Aufschlussreich sind deshalb die Einblicke von Leuten aus der Praxis wie Noortje Vriends. Sie leitet das Zentrum für Frühförderung in Basel-Stadt, wo Eltern von Kleinkindern beraten werden. In den Gesprächen geht es immer auch um den Medienkonsum. Vriends sagt: «Wir staunen nicht, wenn Zweijährige mehrere Stunden am Tag am Bildschirm verbringen.» Das Thema sei bei vielen Eltern schambefahet, auch weil sie teilweise selbst mit hohen Bildschirmzeiten kämpften. Und



viele würden die negativen Folgen unterschätzen. «Die Kinder schauen nicht nur zu viel, die Filmchen haben auch ein viel zu hohes Tempo.»

Vriends macht sich Sorgen. Und ist nicht allein damit. Das Wallis hat aufgrund von alarmierenden Rückmeldungen von Pädagogen und Fachleuten eine Präventionskampagne lanciert. «Viele Eltern sagen uns, das Kind brauche das Tablet zum Essen», sagt die Leiterin der Kampagne, Sophie Cottagnoud. Dabei sei dies kein Bedürfnis der Kinder. «Es ist eher so, dass die Eltern das Tablet brauchen, damit sie das Kind besser füttern können.» Das Wallis empfiehlt, unter Dreijährigen sämtliche Bildschirme zu verwehren. «Wir wissen, dass das im Alltag nicht immer umsetzbar ist», sagt Cottagnoud. «Aber wenn man sich die Studien anschaut, ist der Fall klar: Jeder Kontakt vor dem dritten Altersjahr ist schädlich.»

So zeigen etwa die besagten Studien aus Japan und Deutschland, dass ein hoher Bildschirmkonsum mit Entwicklungsstörungen einhergeht. Betroffene Kleinkinder lernen später sprechen, sind motorisch weniger fit und können weniger gut mit anderen Kindern spielen. Allerdings: Je älter die Kinder, desto komplizierter wird die Forschungslage. Denn die Bildschirmzeit allein reicht oft nicht aus, um mögliche Folgen des Konsums zu erklären. Ob es schädlich ist, am Bildschirm zu sein, hängt stark davon ab, was genau man am Bildschirm macht. Ob man allein schaut oder mit anderen. Und welche anderen gesundheitlichen, familiären und sozioökonomischen Voraussetzungen ein Kind oder Teenager mitbringt.

Ein weiterer Knackpunkt in der Forschung ist das Huhn-Ei-Problem. Machen soziale Netzwerke unglücklich? Oder sind unglückliche Teenager häufiger in den sozialen Netzwerken? Für die Eltern, die Mark Zuckerberg und die Plattform-Chefs am liebsten vor Gericht sehen würden, geht es allerdings um etwas anders: dass die meisten Apps so gestaltet sind, dass sie die Kinder süchtig machen. Durch das Liken von Bildern oder aufpoppenden Nachrichten wird im Hirn das Glückshormon Dopamin ausgeschüttet, und zwar in grossen Mengen. Der Konsum fühlt sich gut an, wir bleiben noch ein bisschen länger und fühlen uns umso schlechter, wenn wir gerade keinen Zugang zu den Apps haben.

Schweden verbant Computer

Vielleicht ist es deshalb kein Zufall, dass jene Länder, die lange als Pioniere der Digitalisierung galten, nun zurückkriechen. Schweden ging letztes Jahr mit der Abrüstung von Computern in den Klassenzimmern voran. 2017 verlangte die Bildungsstrategie der damals sozialdemokratischen Regierung, dass Bildschirme ab der Kita flächendeckend zum Einsatz kommen sollen. Als weltweit erstes Land lernten Kleinkinder Tablets bedienen, bevor sie laufen konnten, Schulbücher gab es keine mehr. Doch im letzten Jahr kam die Kehrtwende. Die neue konservative Bildungsministerin Lotta Edholm begrub die Digitalisierungsstrategie und sprach 60 Millionen Euro für die Beschaffung traditioneller Lehrbücher und den Aufbau von Bibliotheken: «Das ist eine Investition ins Lesen auf Kosten von Bildschirmzeit», sagte sie.

Seither werden in Schweden wieder Schulbücher verteilt. Wie das aussieht, hat die deutsche «Tagesschau» festgehalten. Es ist ein dunkler Dezembertag in Sjöbo, Südschweden. Eine Lehrerin steht vor ihren noch etwas verschlafenen Viertklässlern. Sie hat eine Überraschung mitgebracht: Bücher. «Heute bekommt ihr zum ersten Mal ein echtes Mathebuch. Aufregend, oder?», fragt sie. Die Schülerinnen blättern etwas ungläubig durch die Seiten. Sie beäugen die neuen Lehrmittel als seien es Produkte von einem fernen Kontinent. Ein Knabe im Fussballshirt sagt: «Der Vorteil ist vielleicht, dass sich ein Buch nicht wie ein Computer immer aufhängt.»

Der Entscheid der schwedischen Bildungsministerin machte im Ausland Schule: Noch im Herbst des gleichen Jahres beschloss Finnland, die Digitalisierung im Primarschulunterricht zu überdenken und in Lehrkräfte zu investieren. Das Land will im Pisa-Schulranking wieder an die Spitze kommen. Auch in den Niederlanden sind mobile Gadgets seit Anfang Jahr in Klassenzimmern nicht mehr erlaubt.

Und im vergangenen Dezember forderten namhafte deutsche und Schweizer Wissenschaftler und



Ärzte in einem offenen Brief ein Moratorium: Digitalgeräte sollen bis zum Ende der Primarschule aus den Schulzimmern verbannt werden. Unterschrieben hat den Brief der Gesellschaft für Bildung und Wissen auch der Schweizer Pädagoge und Psychologe Beat Kissling. Er sieht es kritisch, dass der Unterricht in der Schweiz in den letzten Jahren stark individualisiert worden ist: «Zugespitzt gesagt, soll jedes Kind mehrheitlich allein in einer Lernnische ein eigenes Programm verfolgen, was sehr viele Kinder in der Isolation überfordert. Die Digitalisierung verschärft dieses Phänomen nochmals erheblich.» Kissling ist überzeugt, dass die Kinder weniger Digitalgeräte und mehr gemeinschaftlich gestalteten und pädagogisch geführten Unterricht benötigen, um Erfolg zu haben. «So könnten auch viele der jetzigen psychischen Probleme verhindert werden.»

Ist die Angst vor den negativen Folgen der Digitalisierung übertrieben? Oder ist es normal, dass das Pendel auch einmal zurückschlägt?

Für die Schweiz gilt wohl, dass das Pendel noch gar nicht am Wendepunkt angekommen ist. Anders als in Schweden, ist die Schweizer Volksschule noch nicht vollständig digitalisiert. Laptop und Tablet liegen zwar da, werden aber nicht immer gebraucht. Umfragen zeigen, dass rund die Hälfte der Schweizer Schülerinnen und Schüler einmal pro Tag zum Computer greift – meistens im Sprach- oder im Mathematikunterricht. Sport, Musik, Gestalten oder Naturwissenschaften finden hingegen in der Regel analog statt.

Die Schweiz steht erst am Anfang

Die Digitalisierung des Unterrichts hat in der Schweiz gerade erst begonnen. Der wichtigste Treiber war die Corona-Pandemie. Die Stadt Luzern etwa rüstete 2022 alle Sekundarschülerinnen mit Laptops aus. Im selben Jahr investierte der Kanton Basel-Stadt rund 25 Millionen Franken in Tablets, und der Kanton St. Gallen fördert seine digitale Bildungsoffensive gar mit 75 Millionen Franken.

In den Schulen gibt es aber auch kritische Stimmen. Dagmar Rösler, die Präsidentin des Verbands der Schweizer Lehrerinnen und Lehrer, sagt: «Je jünger ein Kind ist, desto zurückhaltender sollten wir mit Bildschirmen sein.» Bevor die Kleinen im Kindergarten ans Tablet gesetzt würden, sollten sie sinnliche Erfahrungen machen: schneiden, kleben, fühlen, lauschen. Rösler lehnt den Einsatz von Laptops und Computern im Klassenzimmer nicht ab, die Schule müsse die Kinder und Jugendlichen auch auf die beruflichen Herausforderungen vorbereiten. Trotzdem brauche es auf allen Stufen «eine Ausgewogenheit» zwischen analogen und digitalen Erfahrungen.

Auch Thomas Minder, der oberste Schweizer Schulleiter, macht sich manchmal Sorgen wegen der hohen Bildschirmzeiten mancher Kinder. An seiner Schule im thurgauischen Eschlikon beobachtet er seit rund vier Jahren einen sprunghaften Anstieg der Kinder, die in die Logopädie müssen. Auffallend viele kleine Kinder könnten vor dem Eintritt in den Kindergarten kaum sprechen. «Wir fragen uns, woran das liegt. Reden die Eltern zu wenig mit ihnen? Schauen die Kinder den ganzen Tag in ein Tablet?» Minder sucht noch nach Antworten.

Während in der Volksschule noch viel Verunsicherung herrscht, sind die Gymnasien und Mittelschulen einen Schritt weiter. Hier gehören Computer zum Alltag, und es wird laufend investiert. Im Kanton Zürich gab die Regierung jüngst 30 Millionen aus für den Ausbau der IT-Infrastruktur. Die meisten Mittelschüler sind verpflichtet, eigene Geräte anzuschaffen und in den Unterricht mitzubringen. Im Grundsatz hinterfragen das nur wenige. Zu offensichtlich scheint, dass man die Jugendlichen fit machen möchte für die digitale Arbeitswelt.

Doch ebenso klar ist: Die Geräte bergen grosses Potenzial für Ablenkung. Eine Arbeitsgruppe digitalaffiner Lehrpersonen, die den Ausbau im Auftrag des Kantons mit pädagogischem Fachwissen begleitet, hat deshalb ein halbes Jahr nach dem angekündigten «Quantensprung» eine Kampagne zum Thema lanciert.

«Ablenkung war schon immer ein grosses Thema an den Schulen, aber mit den Geräten entsteht ein enormer Sog», sagt André Dinter. Er ist der Gründer der Fachgruppe und Chemielehrer. Auf den Laptops seiner Schüler kommen während des Unterrichts ungefiltert E-Mails und Whatsapp-Nach



richten rein. Ein Schüler habe Dinter kürzlich gesagt: «Wenn der Unterricht grad nicht super spannend ist, switche ich zu einem Spiel.»

Wie damit umgehen? Ein Verbot oder Abbau von digitalen Geräten ist für Chemielehrer Dinter keine Lösung. «Die Digitalisierung des Unterrichts bringt grosse Chancen für neue interaktive Formen des Lernens.» Dafür müsse sich der Unterricht aber verändern. «Im klassischen Frontalunterricht, bei dem der Lehrer an der Wandtafel steht, ist es für Schüler einfach, sich hinter dem Laptop zu verschanzen.»

Kommt hinzu: Der Einsatz von Laptops ist wenig innovativ, wenn sie nur dafür genutzt werden, Arbeitsblätter als PDF statt auf Papier zu lesen. Doch genau dies scheint in den Schulen nach wie vor oft der Fall zu sein. Eine Untersuchung der Universität Zürich kam kürzlich zum Schluss, dass digitale Medien auf Sekundarstufe II vor allem für passives Aufnehmen von Lerninhalten eingesetzt würden. Interaktive Lernformen seien eine «Seltenheit».

Offline-Zeit wird zum Luxusgut

Die digitale Transformation an den Schweizer Schulen ist also alles andere als abgeschlossen. Vielmehr befindet man sich noch im Ausbau. Verpasst die Schweiz inmitten der Digitalisierung die Gegenbewegung, die international längst eingesetzt hat? Braucht es an Schweizer Schulen einen Marschhalt, um zu überdenken, wie sinnvoll Computer für Kinder und Jugendliche wirklich sind? Zumal sie auch in ihrer Freizeit immer mehr Zeit an Bildschirmen verbringen?

Das sind Fragen, die auch politisch beantwortet werden müssen. Im Bundeshaus plädieren die meisten Bildungspolitiker für einen «Schweizer Mittelweg», einen «vernünftigen Mix» zwischen analog und digital. Doch es gibt auch Warner, zum Beispiel den grünen Nationalrat Fabien Fivaz. Er ist Vater von zwei Kindern im Schulalter. Im Klassenzimmer seiner Tochter, die in Neuenburg in die fünfte Klasse geht, stehe bloss ein einziger, uralter Computer, sagt er. «Das finde ich gut. Die Kinder sitzen zu Hause so viel vor dem Bildschirm. Sie brauchen in der Schule nicht auch noch digitale Geräte.»

Auch Nadja Umbricht Pieren, Nationalrätin der SVP, spricht aus eigener Erfahrung. Sie leitet eine Kita und eine Tagesschule in der Nähe von Bern. Tablets und Computer hat es da nicht. «Die Kinder haben genug Spielzeuge und Gspänli.» Umbricht Pieren findet es wichtig, dass die Kinder in der Schule auf die digitalisierte Welt vorbereitet werden. Gefordert seien aber nicht nur die Lehrerinnen, sondern auch die Eltern.

Conradin Cramer gehört zu jenen Politikern, welche die Digitalisierung im Klassenzimmer vorangetrieben haben. Der liberale Basler Erziehungsdirektor hat alle Schulklassen in seinem Kanton mit Tablets ausgestattet. Er sagt: «Wir können die Schule nicht von der Realität abschotten, und da gehören Computer nun mal dazu.» Die sozialen Netzwerke bereiten aber auch ihm Sorgen. Die Debatte in Amerika hat er verfolgt. «Ich fürchte, dass wir in zehn bis zwanzig Jahren zurückschauen und sehen werden, wie gefährlich die sozialen Netzwerke sind. Wir müssen unsere Kinder jetzt schützen.» Ein Verbot wie in Florida hält er nicht für geeignet, aber die Schulen müssten die Kinder unbedingt über die Gefahren aufklären: «Plattformen wie Tiktok werden immer raffinierter. Diese Entwicklung müssen wir eng begleiten.»

Ob Tiktok, Instagram, Snapchat: Die schlechten Seiten der sozialen Netzwerke sind bekannt. Während die Politik noch mit der Regulierung ringt, werden immer mehr gut gebildete Eltern selbst aktiv. Im Silicon Valley schicken vermögende Familien ihre Kinder heute lieber in altmodisch anmutende Kindergärten mit Holzbauklötzen statt Bildschirmen, wie die «New York Times» unlängst berichtete. Auch in der Schweiz verbringen Kinder aus bildungsnahen Familien weniger Zeit vor dem Bildschirm als Kinder aus einkommensschwachen Haushalten. Die Bedeutung des Handy als Statussymbol hat sich ins Gegenteil verkehrt: Ging es früher darum, wer das neueste Gerät hat, geht es heute darum, wer darauf verzichten kann.



Förderklassen-Initiative Zürich

Kantonale Volksinitiative Zürich

Mehr Ruhe im Schulzimmer

Die Volksschule hat zum Ziel, Bildung und Erziehung der Kinder und Jugendlichen zu gewährleisten und sie zur eigenständigen Mitwirkung in unserer Gesellschaft zu befähigen. Mit dem in der Deutschschweiz vor gut zehn Jahren eingeführten integrativen Schulsystem soll niemand ausgegrenzt werden, so dass alle Kinder am Regelunterricht teilnehmen können – auch diejenigen mit körperlichen oder kognitiven Einschränkungen.

Das System ist überfordert

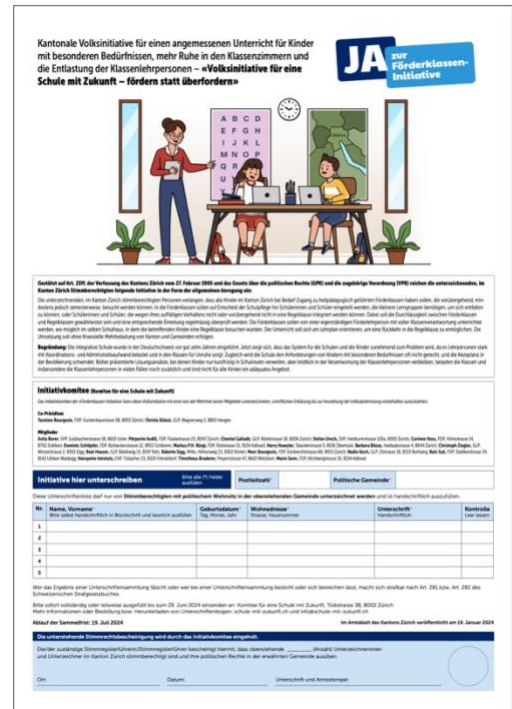
Ein Blick hinter die Klassenzimmertür zeigt jedoch, dass der Schulalltag ganz anders aussieht: Die Kinder haben je nach Bedarf unterschiedliche Lernprogramme und verschiedene Ansprechpersonen, vom Lehr- und Therapipersonal über Heilpädagoginnen und Heilpädagogen bis hin zu Klassenassistenten. Alles mit dem Ziel, sie bestmöglich zu fördern. Das sorgt für Unruhe und Überforderung bei Kindern und Lehrpersonal. Der Koordinations- und Administrationsaufwand steigt, die Akzeptanz in der Bevölkerung schwindet und die Bedürfnisse sowohl bei den Kindern, die heilpädagogisch gefördert werden sollen, wie auch bei den Kindern der Regelklasse, bleiben auf der Strecke. Eine Systemanpassung ist deshalb zwingend vonnöten und eine Aufgabe, die es zu lösen gilt.

Wieso Förderklassen?

Die integrative Schule wurde in der Deutschschweiz vor gut zehn Jahren eingeführt. Jetzt werden die Schwächen des Systems immer deutlicher: Lehrpersonen sind stark mit Koordinations- und Administrationsaufwand belastet, eine Vielzahl an Lehr-, Erziehungs- und Therapiefachkräften sowie uneinheitliche Lernprogramme sorgen für Unruhe in den Klassen, und die Schule kann den Anforderungen von Kindern mit besonderen Bedürfnissen oft nicht mehr gerecht werden. Die Akzeptanz in der Bevölkerung schwindet und der Druck auf Lehrpersonal und insbesondere auch auf die Kinder steigt.

Mit dieser kantonalen Volksinitiative streben wir eine qualitativ hochwertige Bildung für alle und eine Schule mit Zukunft an. Mit Ihrer Unterschrift können wir die Bildung für Kinder und das Vertrauen in das Schulsystem stärken.

[Mehr...](#)



Die integrative Schule wurde in der Deutschschweiz vor gut zehn Jahren eingeführt. Jetzt werden die Schwächen des Systems immer deutlicher: Lehrpersonen sind stark mit Koordinations- und Administrationsaufwand belastet, eine Vielzahl an Lehr-, Erziehungs- und Therapiefachkräften sowie uneinheitliche Lernprogramme sorgen für Unruhe in den Klassen, und die Schule kann den Anforderungen von Kindern mit besonderen Bedürfnissen oft nicht mehr gerecht werden. Die Akzeptanz in der Bevölkerung schwindet und der Druck auf Lehrpersonal und insbesondere auch auf die Kinder steigt.



Editorial / Volksschule, «Ausländer»

Tages-Anzeiger, 3. Februar 2024, Magazin, Bruno Ziauddin

Liebe Leserinnen und Leser,

mit der Volksschule verhält es sich ein bisschen wie mit Fussball: Alle haben eine Meinung, doch nur wenige wissen, wie es wirklich geht. Worauf sich vermutlich die meisten einigen können: Der Schulunterricht von heute kann sich nicht am 19. Jahrhundert orientieren. Wobei: punktuell halt schon. So bleibt die Lesekompetenz, also die Fähigkeit, auch etwas komplexere Texte in nützlicher Frist zu verstehen, im Zeitalter der künstlichen Intelligenz elementar. Andere Dinge, sagt die Protagonistin unserer Titelgeschichte, die Bildungsexpertin Rahel Tschopp, müssen sich ändern (zum Beispiel: Noten abschaffen, ohne den Leistungsgedanken aufzugeben). Denn nur wenn sich die Volksschule ziemlich grundlegend ändert, kann sie ihrem Auftrag, die Kinder auf das Leben da draussen vorzubereiten, auch in Zukunft gerecht werden. Die hochinteressanten und gleichwohl praxisnahen Postulate von Tschopp lesen Sie auf *Seite 8*. [...] [Mehr...](#)

Veranstaltungshinweis

Die Pädagogische Wende

Freitag 12. und Samstag, 13. April 2024, Universität Augsburg

Podiumsdiskussion und wissenschaftliche Tagung der Gesellschaft für Bildung und Wissen e.V. in Kooperation mit der Philosophisch-Sozialwissenschaftlichen Fakultät – Schulpädagogik der Universität Augsburg.

Freitag 12. April 2024, 18.00 – 20.00 Uhr
„Würde ich gerne zu mir in die Schule gehen?“

Über die Schule als sozialer Ort und das Lernen in Gemeinschaft

Nach einem Impulsvortrag von Univ-Prof. Dr. Klaus Zierer diskutieren Vertreterinnen und Vertreter des Kultusministeriums, der Landeschüler- und Landeselternbeiräte, der Lehrerinnen- und Lehrerverbände und eine Schulleitung über Perspektiven schulischer Bildung.

Samstag 13. April 2024 09.00 – 17.00 Uhr
Die pädagogische Wende

Über die notwendige Besinnung auf das Erziehen und Unterrichten

09.15-11.15 Uhr Session I: Unterricht als Beziehung und Dialog

11.45-13.45 Uhr Session II: Erziehung, Unterricht und Digitalisierung

14.30-16.30 Uhr Session III: Schul- und Unterrichtspraxis

[Mehr...](#)

[Flyer zur Tagung](#)

Freitag, 12. April 2024
18.00 Uhr – 20.00 Uhr

DIE PÄDAGOGISCHE WENDE

Über die notwendige Besinnung auf das Erziehen und Unterrichten

Podiumsdiskussion und wissenschaftliche Tagung der Gesellschaft für Bildung und Wissen e.V. in Kooperation mit der Philosophisch-Sozialwissenschaftlichen Fakultät – Schulpädagogik der Universität Augsburg

„Würde ich gerne zu mir in die Schule gehen?“

Über die Schule als sozialer Ort und das Lernen in Gemeinschaft

Nach einem Impulsvortrag von Univ-Prof. Dr. Klaus Zierer diskutieren Vertreterinnen und Vertreter des Kultusministeriums, der Landeschüler- und Landeselternbeiräte, der Lehrerinnen- und Lehrerverbände und eine Schulleitung über Perspektiven schulischer Bildung.

Zugesagt haben:

- der Staatsminister für Digitales Dr. Fabian Mehring,
- die Präsidentin des Bayerischen Lehrer- und Lehrerinnenverbands Simone Fleischmann (BLLV),
- der Vorsitzende des Bayerischen Philologenverbandes Michael Schwägerl (bpy),
- Oliver Kunkel vom Bayerischen Elternverband,
- Peter Kosak vom Schulwerk Augsburg und
- ein Schülervertreter, ebenfalls vom Schulwerk Augsburg.

Anschließend: Come together mit Fingerfood/Getränken

Universität Augsburg | Gebäude G, Raum 1001 „Auditorium“
Universitätsstr. 26, D-86135 Augsburg

UNA Universität Augsburg
GBW Gesellschaft für Bildung und Wissen
grafik.werkstatt